



## Katholische Universitäten.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

### II.

9. Die alte, verweltete Phrase, es sei unmöglich, auf katholischem Boden Wissenschaft zu treiben, überlassen wir zur Bewunderung denen, die daran Geschmack finden.

Wir bemerken nur, daß wir unter Wissenschaft etwas anderes verstehen als das Belieben, zu denken und zu sprechen, was einem für seine Person im Augenblick zusagt, und als die intolerante Annahme, sofort von aller Welt zu verlangen, sie dürfe das allein als gewiß gelten lassen, was einem selber gerade einleuchtet.

Wir halten es mit Sokrates. Wenn dieser bescheiden genug war, sich nicht als den Weisen aufzuspielen, sondern nur das Streben nach Weisheit als sein Lebensziel hinzustellen, so halten auch wir es für keine Schande zu gestehen, daß wir uns auf dem Gebiete des geistigen Lebens keine höhere Aufgabe setzen als die, mit jedem förderlichen und erlaubten Mittel nach dem Besitz der sicheren, objectiven, dauernden Wahrheit zu streben.

Was die Wissenschaft, wie sie gewöhnlich verstanden wird, anstrebt, das ist uns zuviel und zuwenig zugleich. Zuviel; denn alles, Himmel und Erde, Natur und Gott, Diesseits und Jenseits mit unserem kurzen Verstande meistern zu wollen, das übersteigt das Maß der Menschenmacht. Und zuwenig; denn uns mit dem ersten besten Schein einer Entdeckung zufrieden zu geben und die vom Meer angeschwemmten Halmchen und Aestchen einer vermutheten neuen Welt als das Höchste, was der Mensch finden kann, im Triumph herumzuführen, dazu sind wir zu stolz. Wir beschränken uns auf das Mögliche und das Erreichbare, aber wir wollen stets etwas Ganzes, wir wollen stets das, was die Hauptsache, die Grund-



lage, das Bleibende bei den Erscheinungen ist, wir wollen das Wesen der Sache selber, wir wollen die von uns unabhängige, die dauernde Wahrheit. Alles andere ist zu eng und zu klein für uns.

10. Zu den förderlichen, den erlaubten, ja nothwendigen Mitteln, die zur sicheren Wahrheit führen, rechnen wir aber, und zwar in erster Reihe, die Achtung vor dem Herkommen, vor dem Althergebrachten und vor der Autorität.

Ohne diese Eigenschaft können wir uns keinen besonnenen, oder wie man gewöhnlich sagt, keinen conservativen Forscher und Denker vorstellen, geschweige eine katholische Universität.

Auch über diesen Punkt ist eine Erörterung unnöthig.

Was für den Anfänger der Lehrer, was für den Jungen der Erzieher, das ist für den Fortschreitenden, für den Mann, für den Lehrer Gesetz, Tradition und Autorität. Will der Junge sich selber mit Verachtung des Lehrers seine eigene Weisheit schaffen, so brauchen wir uns nicht lange mit dieser zu befassen, wir wissen zum voraus, wie sie beschaffen sein wird. Glaubt der Alte, den Ruf seiner Wissenschaftlichkeit nur dann zu retten, wenn er Gesetz, Herkommen und Autorität mit Füßen tritt, so bedarf es meistens auch nicht langer Untersuchung, damit man sich überzeuge, daß es, wie das Volk zu sagen pflegt, schon eine Wissenschaft darnach ist.

Wenn die Achtung vor etwas Höherem und Feststehendem in der Wissenschaft gar keinen anderen Nutzen stiftete als den, daß einer seiner Forschungen mit etwas mehr Vorsicht, Maß und Ueberlegung nachgienge, und daß einer dabei das Gefühl des festen Bodens unter den Füßen und der Sicherheit hätte, dann allein schon könnte man den Vortheil, den die Anerkennung einer Autorität auf dem Gebiete des Denkens bietet, kaum hoch genug anschlagen.

Niemand wird sich der Ueberzeugung verschließen, daß dieselbe ungeduldige und ungestüme Hast, daß das unruhige Suchen nach Neuem um jeden Preis, daß das Streben, durch etwas Aufsehen Erregendes andern einen Vorsprung abzugewinnen, kurz, daß die krankhafte Nervosität, die unsere ganze Cultur, die Kunst, die Literatur, das öffentliche Leben beherrscht, auch in der Wissenschaft den Ton angibt. Daher jener ewige Wechsel der Meinungen und Theorien, jene ungesunde Neuerungsfucht, jene wilde Concurrenz, die den literarischen Markt mit so vielen unfertigen Erzeugnissen und abgerissenen Beiträgen, Versuchen und Berichtigungen überfüllt.



Mag das vielfach auch der Detailforschung zugute kommen, eine wahrhaft tiefe, solide und allseitige, eine verdaute und ausgegohrene Wissenschaft ist dabei so wenig möglich, wie ein geordnetes Gemeinwesen oder ein regelmäßiger Krieg unter den Sicariern des Johannes von Gischala und den Zeloten des Simon Giorias, mögen diese auch sonst an heldenhaften Thaten mit den größten Männern der Geschichte wetteifern.

Selbst die eifrigsten Verfechter der freien Wissenschaft haben Augenblicke, da sie sich sagen, daß es nöthig ist, uns die Grundsätze der alten, conservativen Zeit wieder etwas ins Gedächtnis zu rufen, damit das stolze Schiff des Fortschrittes nicht an der Zuchtlosigkeit des Modernismus und an der Zersplitterung des Positivismus schmähslich zu Schanden komme.

Nun gut, diesen Dienst wollen die katholischen Universitäten der modernen Wissenschaft erweisen. Wenn sie sonst auch keine Aufgabe in ihr Programm setzten, so hätten sie schon daran eine sehr zeitgemäße übernommen, eine Aufgabe, um die ihnen jeder wahre Freund einer gediegenen Wissenschaft dankbar sein müßte.

11. Jedoch dabei hat es nicht sein Bewenden. Es sind schon noch andere Aufgaben zu erfüllen, und zwar viele, große und schwere.

Die nächste Aufgabe, die mit dem Gesagten engst zusammenhängt, ist die, nun auch ein innerliches Richtmaß und ein eigenes Fundament für die wissenschaftliche Thätigkeit zu finden.

Wollten wir uns damit begnügen, daß wir uns lediglich nach dem Commando und, wenn nöthig, nach der Zurechtweisung einer äußeren Autorität richteten, im Uebrigen aber unbekümmert unseren Weg giengen und unsere Uebungen machten in aufgelösten Reihen, jeder in dem ihm genehmen Schritt, jeder in der ihm zusagenden, aus einer Maskengarderobe entlehnten Phantasieuniform, jeder mit prähistorischen oder mit Zukunftswaffen, wie er sie eben für gut findet, dann verdienten wir allerdings den Vorwurf, daß es bei uns keine Zucht des Geistes, keine Schulung und Disciplin, keine Methode und keine Taktik gebe.

Und daß dieser Vorwurf mitunter seine Berechtigung habe, das wird wohl Niemand in Abrede stellen, der beobachtet, wie manche Nachzügler der Romantik aus unserer Mitte in den Krieg ziehen, fast wie der hochselige Don Quixote, an den Füßen ein paar abgenützte Schuhe des göttlichen Wortes, auf dem Rücken einen von



Rost zerfressenen Ritterschild mit der kaum mehr leserlichen Inschrift „Patristik und Scholastik“, gekleidet in ein scheefes Fastnachts-Costüm, das mit den buntesten Abschnitzeln aus Spinoza und Kant und Hegel und Schopenhauer bestückt ist, in den Händen ein Tamburin, dessen Schellen ein wirres Klingklang mit Erinnerungen an Homer und Horaz und Shakespeare und Molière und Goethe zum besten geben.

Diesen und ähnlichen Uebelständen sollen eben die katholischen Universitäten abhelfen.

Was Dubois-Reymond einmal dunkel ahnte, daß eine allgemeine Wissenschaft nothwendig sei, die alle einzelnen Wissenszweige durchdringe und zu einer lebendigen Einheit verbinde, widrigenfalls unser ganzer wissenschaftlicher Betrieb zur allgemeinen Auflösung und Anarchie führen müsse, das hat eine Zeit, die mehr Ruhe und Muße zur Ueberlegung hatte, längst in ihrer Art zu verwirklichen gesucht.

Es handelt sich also für heute darum, dasselbe zu leisten, im Anschluß an das längst Bewährte und zugleich entsprechend den heutigen Bedürfnissen.

Mit andern Worten gesagt: Was die katholischen Universitäten vor allem bieten müssen, das ist eine gesunde, brauchbare Philosophie. Am Kantianismus, am Hegelianismus, am Positivismus hat die Welt so satt, daß sie fast überall an den Universitäten die Philosophie an das Ragentische oder auch ins Todtenstübchen verwiesen hat. Vielleicht ist der Augenblick gekommen, da sich an einer lebenskräftigen Philosophie die Worte bewahrheiten: Eine Leuchte, verachtet von denen, die sich für reich halten, aber bereit gehalten für die festgesetzte Zeit.<sup>1)</sup> Jedenfalls ist eines der dringendsten Bedürfnisse eine Weltweisheit, in der die Erfahrungen und die durch Jahrtausende bewährten Grundsätze des Denkens mit unseren Entdeckungen zu einem harmonischen Ganzen ausgeglichen sind, damit wir einen Ariadnefaden haben, der uns vor Verirrungen in dem Labyrinth der modernen Wissenszweige bewahrt, und zugleich einen Kitt, der all diese vereinzelter Splitter zusammenfügt, oder noch besser einen Grundstamm, in dem all die Aeste und Zweige eingesenkt werden können, auf daß daraus ein kräftiger Baum erwachse.

12. Sind diese beiden Aufgaben gelöst, die Einführung der Achtung vor einer höhern und vor der höchsten Autorität, und die Erneuerung einer gesunden Philosophie, dann ist das Schwerste und

<sup>1)</sup> Job. 12, 5.



das Wichtigste geschehen, um was es sich bei der Gründung von katholischen Universitäten handelt.

Sobald nämlich der Wissenschaft äußerlich wie innerlich Ruhe und Festigkeit zurückgegeben ist, kann sie mit Zuversicht voran dringen, entgegen den hohen Zielen, die ihr gesteckt sind.

Denn wer will leugnen, daß die Wissenschaft nie stille stehen, sich nie zufrieden geben, sich nie für vollkommen betrachten darf! Ihr Ziel ist die Wahrheit. Aber in wie vielen Dingen ist sie denn in deren Besitz? Und selbst wo sie, wie etwa in der Theologie, durch höhere Hilfe in deren Besitz gebracht ist, wo hat sie sich ihrer so bemächtigt, wie sie sollte und könnte, wann hat sie ihr eine Darstellung gegeben, die allen Anforderungen genügt, die alle Schwierigkeiten löst, die allen Gegnern Schweigen auferlegt? Die Mittel aber, mit denen sie die Wahrheit erforschen und erklären soll, sind so unvollkommen und wechseln je nach dem Geiste der Zeit und den gemachten Entdeckungen derart, daß an einen Abschluß der wissenschaftlichen Thätigkeit nie zu denken ist, und gerade dann am allerwenigsten, wenn die sogenannten Erfahrungswissenschaften den größten Aufschwung genommen haben.

Deshalb kann wahre Wissenschaft nie ohne Streben nach Fortschritt gedacht werden. Man kann von ihr wohl sagen, was von der Tugend gilt: Sobald einer aufhört nach Höherem zu trachten, sinkt er schon zurück. Stillstand ist da ebensoviel als Rückgang und Genügsamkeit gleichbedeutend mit Verkünderung und Erstarrung.

Wir sprechen diese Worte mit aller Zuversicht aus, ohne die mindeste Furcht, je von der Kirche eine Mißbilligung zu erfahren. So oft diese auch genöthigt war, der ebenso sinnlosen als kindlichen Formel vom unermesslichen Fortschritt entgegenzutreten, so gewiß sind wir, daß wir mit dem Gesagten durchaus ihrer Ansicht und ihrem Wunsche gemäß sprechen. Wir predigen nicht eine unendliche Bervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Wissens, sondern nur die Pflicht, dem Streben nach Ausbildung des Verstandes ebenso wenig ein Maß zu setzen, als dem nach Heiligung des Herzens.

Und wir können das umso sicherer, als wir im Vorausgehenden dafür die richtige Grundlage festgestellt haben, auf der sich die Wissenschaft mit Sicherheit aufbauen kann, und als wir im Folgenden den rechten Geist bezeichnen werden, der uns dabei leiten, und die rechte Art und Weise, in der wir die Wissenschaft betreiben sollen.



13. Wahrhaftig ja, es darf schon ein starkes, ein enthusiastisches Streben nach Fortschritt in uns leben, wollen wir der Riesenaufgabe unserer Zeit gerecht werden, ein Streben nach Fortschritt, wir scheuen uns nicht dieses Paradoxon auszusprechen, in zwei Richtungen, vorwärts und rückwärts, um von dem in die Tiefe und in die Weite vorläufig nicht weiter zu sprechen.

Jawohl, ein Fortschritt auch nach rückwärts, und zwar ein ganz gewaltiger. Der große Bruch mit der Vergangenheit ist eine der größten Sünden, die die moderne Wissenschaft begangen hat, und darum auch der Fluch, der auf ihr lastet, ein Gefängnis, in das sie sich selbst eingeschlossen hat, eine chinesische Mauer, die das Denken einschränkt, das Urtheil beengt und das Herz so schulmeisterlich, um nicht zu sagen schulkindermäßig kleinlich macht.

Da haben wir also ein unaussprechlich weites Feld vor uns. Es handelt sich um das besonnene Anknüpfen an die Geschichte, die Tradition, die Denk- und Sprechweise der Vergangenheit, um die Beherrschung der Gegenwart, um die Vorbereitung einer segensreichen Zukunft. Wir dürfen ebensowenig die Zeit um Jahrtausende zurückschrauben, ebensowenig nur die alten Dinge in Bausch und Bogen heilig sprechen, ebensowenig pessimistisch oder aus Voreingenommenheit ohneweiters unser Geschlecht und das, wofür dieses eingenommen ist, verdammen, als die Dinge gehen und herankommen lassen, wie sie sich eben fügen, ebensowenig als uns mit geschlossenen Augen und mit gebundenen Händen ohne selbständige Gedanken ohneweiters an jeden Einfall ausliefern, wenn er nur modern klingt.

Es gehört vielleicht doch etwas mehr zu einem seiner Aufgabe gewachsenen Gelehrten, als sich manche vorstellen, mehr Geist, mehr Umsicht, mehr Scharf- und Weitblick, mehr Charakter, mehr Selbstständigkeit.

Ein Mann, der in der Wissenschaft und auf dem Ratheder seine Pflicht thun will, muß für jeden, auch den kleinsten Fortschritt Verständnis und Herz haben, ohne deshalb gleich in ungemessene Erwartungen zu verfallen, oder das bisher Geltende deshalb schon zu verachten. Er muß wohl unterscheiden können zwischen Wesentlichem und Nebensächlichem, zwischen dem Sichern, dem Wahrscheinlichen und dem Möglichen. Er muß soviel Selbstbeherrschung haben, um mit seinem Urtheil zuwarten und soviel Selbstverleugnung, um es auch wieder zurücknehmen zu können. Er darf kein laudator



temporis acti sein und kein Sklave der eben herrschenden öffentlichen Meinung. Er muß ebensoweit entfernt sein von Stagnation wie vor unreifer Neuerungssucht. Er muß stets die Bildungsfähigkeit des Jünglings mit der strengen Prüfungsgabe des Mannes und der kaltblütigen Abwägung des Greises verbinden. Er darf keine Wetterfahne sein und kein unbeweglich liegendegebliebener erratischer Block aus der Urzeit. Er muß sich auf Kritik verstehen, ohne daß er zum Krittler und Mörgler würde.

Er soll seine bestimmte Richtung haben und, namentlich als Lehrer, überall eine entschiedene Meinung vertreten, aber keine andere berechnigte Richtung, keine Schule, keine Classe, keinen Stand, nichts, was die Kirche duldet und schützt, verdächtigen oder anfeinden.

Er soll in freien Dingen mit Freimuth seine Ansicht aussprechen, aber auch andern die Freiheit lassen, die sie ebenso gut besitzen, und von seiner Freiheit keinen Gebrauch machen, der dem Sichern und dem Gebotenen Eintrag thäte, noch die so leicht zum Mißbrauch der Freiheit geneigten Gemüther der ihm anvertrauten Jugend zum Uebermuth oder zur Ueberschreitung der gesetzten Schranken verleiten.

Er soll keine Lasten auferlegen, wo weder Glaube noch Vernunft sie rechtfertigen, er muß es aber auch als ein folgenschweres Verbrechen betrachten, die Rechte des Glaubens im kleinsten Stücke zu beeinträchtigen.

Er soll Männer erziehen, die selber denken, die auf eigenen Füßen stehen können, die aber auch genau wissen, innerhalb welcher Grenzen sie sich zu halten haben.

14. Das alles zeigt uns schon, daß es mit bloßem Lehren oder mit dem Herabsagen von eingelernten Formeln und Phrasen keineswegs gethan ist. Mit Männern, die ihren Beruf so auffaßten, wäre uns schlecht genug gedient sowohl in Rücksicht auf die Studierenden als auf die Sache selbst, um die es sich hier handelt.

Von der Pflicht, den Studierenden zugleich mit der Ausbildung des Geistes auch Charakter und Herzensbildung zu verschaffen, wird noch besonders die Rede sein. Aber auch wenn wir nur die Wissenschaft, so wie sie an einer katholischen Universität betrieben werden soll, ins Auge fassen, so müssen wir erklären, daß ihr mit dem bloßen Ablesen von Collegienheften nicht gedient ist.



Eine Wissenschaft angeblich bloß um der Wissenschaft willen, mögen die Menschen mit ihr fahren wie sie wollen, eine Wissenschaft also, die selber Zweck, für die der Mensch nur Mittel ist, können wir nicht aufkommen lassen, und zwar aus dreifachem Grunde.

Einmal um der Wissenschaft selber und um ihrer Vertreter willen. Jener Pedantismus, der solange Zeit hindurch den Buchstaben-dienst als das einzig menschenwürdige Dasein gelten lassen wollte, hat bekanntlich die Wissenschaft allenthalben so in Verruf gebracht und das Professorenthum so mit dem Fluch der Lächerlichkeit bedeckt, daß wir hoffentlich nicht noch katholische Universitäten eigens für den Zweck zu gründen brauchen, um einige Tausend Anekdoten mehr über diesen ehrenwerten Stand in Umlauf zu bringen.

Zweitens haben wenigstens wir von der Wissenschaft zu hohe Begriffe, als daß wir zugeben könnten, sie sei bloß eine Beschwerung für den Kopf. Sie soll vielmehr werden: eine Erzieherin, eine Befreierin, ein Segen für den ganzen Menschen, für Geist, Charakter, Herz und Wirken.

Damit stimmt drittens auch die christliche Auffassung von der Wissenschaft überein. Diese kann sich nie einverstanden erklären mit jenem Grunddogma des in den letzten Zügen liegenden Liberalismus, kraft dessen man Mensch und Leben in möglichst viele Stücke zerhackt, bis man an eine reine intellectuelle Thätigkeit kommt, die weder mit Sitte noch mit der Praxis, an eine Sitte, die nichts mit Recht und mit Religion zu thun haben soll, an einen religiösen Seelenschlaf, bei dem Denken und Wollen und Leben grundsätzlich ausgeschlossen sind. Es hat Zeiten gegeben, wo man diese Zerstückelung als den Triumph aller Wissenschaft betrachtete, wo man nur die National-Oekonomie auf der Höhe der Zeit stehend nannte, die sich nicht um das Recht kümmerte, nur die Jurisprudenz, der Volksleben und Sittlichkeit und Volkswirtschaft gleichgiltige Dinge waren. Diese traurigen Tage der Vogel-Strauß-Wissenschaft sind im Großen und Ganzen vorüber, und die vereinselnten Nachzügler der überwundenen Periode werden den vollständigen Umschwung der Ideen in diesem Stücke hoffentlich nicht mehr aufhalten.

Darum können wir nun auch mit viel größerer Aussicht auf Berücksichtigung die alte Anschauung der Kirche betonen, aus der die katholischen Universitäten nicht zuletzt die Berechtigung für ihre Existenz ableiten, den Satz, daß die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen,



daß der Mensch nicht um der Wissenschaft willen da ist, daß diese also auch nicht für sich allein ihren Zweck erfüllen kann, daß sie vielmehr, ganz abgesehen von höheren Rücksichten, schon wegen ihrer Bestimmung für die Vervollkommenung des Menschen beständige Rücksicht auf die Förderung der Sittlichkeit, und da diese ohne Religiosität nicht gedeihen kann, auch auf die Religion nehmen muß.

15. Eine katholische Universität ist also nicht bloß eine Lehranstalt, sondern auch eine Schule für das Leben, für das sittliche wie insbesondere für das öffentliche Leben.

Wir denken dabei weniger daran, daß die Universität den Studierenden die Lehren beibringt, deren Ausführung dem öffentlichen Leben vorbehalten ist. Auch das ist richtig, und schon von diesem Gesichtspunkt aus hat jede Gesellschaft das größte Interesse an dem, was an den Universitäten gelehrt wird.

Aber es gilt in einem noch viel weiter gehenden Sinne.

Lehren und Ansichten kann man ändern, und die Noth des Lebens und die Kenntniss der Wirklichkeit und die Erfahrung des reifenden Alters bringen manchen dazu, daß er die unfruchtbaren, abstracten und gefährlichen Ideen, die er in den Hörsälen eingesogen hat, von sich wirft. Was jedoch schwer und selten abgelegt wird, das ist die Geistesrichtung, die einer in diesen Jahren angenommen hat.

Nach dieser Seite hin ist aber der Einfluß, den die Universitäten üben, ungemein groß, viel größer als ihr wissenschaftlicher Einfluß. Darum darf man wohl sagen, daß die Gesundheit des Staates und der Gesellschaft zu einem großen Theil von den Universitäten abhängt.

16. Diese wenigen Betrachtungen werden es begreiflich machen, wie es kommt, daß so wenige Menschen imstande sind, die ganze Bedeutung von katholischen Universitäten zu fassen.

Wenn man die religiöse, die sittliche, die wissenschaftliche, die gesellschaftliche, die staatliche, die nationale, die internationale Tragweite einer solchen Institution recht erwägt, dann muß man sagen, daß jede Universität schon ihrer Natur nach etwas und viel von der Katholicität an sich hat. Der Name „Katholische Universität“ ist nicht bloß nichts Auffälliges oder gar ein Widerspruch, sondern eigentlich selbstverständlich.

Deshalb nehmen wir keinen Anstand, die Worte des Apostels, die freilich von etwas weit Höherem gebraucht sind, selbst auf die katholischen Universitäten anzuwenden: Gott möge allen verleihen



zu erfassen die Breite und die Höhe und die Länge und die Tiefe<sup>1)</sup> aller der Fragen, die sich an dieses Wort knüpfen.

17. Erwägt man die ganze Größe der Aufgabe, die eine katholische Universität zu lösen hat, dann dürfte man sich fast nicht darüber verwundern, wenn ein gewissenhafter Mann, dem der Antrag gemacht wird, als Lehrer an einer derartigen Schule zu wirken, gleich den Jüngern des Herrn erschrecke und spräche: „Steht die Sache so, dann ist es besser, eine solche Ehe nicht einzugehen.“

Jedoch das sei ferne, daß sich Jemand durch die Schwere dieses Berufes abschrecken lasse. Im Gegentheil, je schwerer und erhabener dieses Amt, mit desto größerer Hochherzigkeit muß es übernommen werden. Und nur deshalb sprechen wir von seinen Beschwernissen, um die Begeisterung dafür zu wecken, zunächst in uns selber, denn wir scheuen uns nicht, offen zu gestehen, daß wir oft eine Aufmunterung für uns nöthig finden.

Die Schwierigkeiten dieser Stellung haben einen doppelten Grund. Einerseits sind sie dieselben, die mit dem Lehramt an jeder Hochschule überhaupt verbunden sind, andererseits legt das Verhältnis zum katholischen Charakter eines solchen Institutes noch besondere Rücksichten und Pflichten auf.

Wir sprechen zuerst von den allgemeinen Pflichten eines Hochschullehrers.

18. Nicht ohne Absicht haben wir soeben den Namen Hochschullehrer angewendet. Dieses Wort deutet einen Begriff an, von dem man fast meinen möchte, er sei manchem noch nicht klar geworden, trotzdem daß er diesen Titel schon seit vierzig Jahren trägt. Es gibt Universitäts-Professoren, die man überall erfragen kann, außer man sucht sie in den Hörsälen ihrer Universität. Sie sind Mitglieder so und sovieler Commissionen, Ausschüsse, Vereine und Gesellschaften, sie tagen im Parlament, im Gemeinderath, im Schulrath, sie reisen in fremde Länder, um Bibliotheken und Archive zu durchsuchen, sie erscheinen auf allen Congressen, Versammlungen, Tagen, sie halten freie Vorträge, Conferenzen, sie sprechen über Politik, Socialpolitik, Kirchenpolitik und Schulfrage, sie lassen ihr Licht leuchten vor Bürgern und Bauern, vor Apothekern und Damen. Auf die Frage aber, wann sie lehren, wissen die Studierenden schwer eine

<sup>1)</sup> Ephes. 3, 18.



Antwort zu geben, und auf die allerheikelste Frage, wann sie denn eigentlich selber studieren und sich weiter bilden, wüßten sie wohl selber keine Auskunft zu geben.

Das ist entschieden ein großer Fehler gegen den eigentlichen Beruf eines Universitäts-Professors. Er ist angestellt, um zu lehren, und gegen diese Pflicht tritt alles andere zurück. Es ist schon gut, ja nothwendig, daß er auch etwas über seinen Hörsaal hinaussehe und an der Bewegung der Zeit seinen Antheil nehme, um nicht zum reinen Stubengelehrten auszuarten und über den fünfzigmal corrigierten Collegienheften zur Mumie einzuschrumpfen. Aber alles übrige darf nur so weit getrieben werden, als es der Lehrberuf erlaubt, und immer mit der Rücksicht darauf, daß es dazu diene, die Freude für den Unterricht und die Lebendigkeit des Vortrages zu mehren, kurz, nur unter der Bedingung, daß es die innere Kraft, die Sammlung und das Feuer für das Lehramt nicht schwäche, sondern mehre.

Denn es ist gewiß, daß der akademische Lehrberuf eine große Anspannung der ganzen geistigen Kraft verlangt. Wer sich unter einem Universitäts-Professor nur einen Mann vorstellt, der vom Katheder herab aus einem vergilbten Hefte liest, der hat wohl noch keinen gesehen. In Wahrheit muß einer in jede Vorlesung seine ganze Kraft, seine ganze Seele, sein ganzes Wesen und Sein hineinlegen und den Zuhörern bieten, sonst läßt er sie leer und kalt.

Das, was seine Vorlesung an Wissenschaft enthält, ist das allermindeste; es muß noch ganz unendlich mehr und Tieferes in ihr liegen, er selbst, der ganze Mensch; dann wirkt er nachhaltig.

Der wissenschaftliche Gehalt seiner Vorlesungen verfliegt vielleicht sehr bald; deshalb kann er doch für ein ganzes Leben wirken durch das, was er von sich selbst hineingelegt hat.

Daher die Mühe, die die Vorbereitung auf eine Vorlesung kostet, und die Erschöpfung, die sie zurückläßt. Kein Wunder, daß einer nach einer guten Vorlesung für einige Zeit so tief ermüdet ist. Es ist eben auch eine Kraft von ihm ausgegangen, ja oft kann er buchstäblich sagen, ein Stück seiner Lebenskraft.

19. Der Grund hiefür liegt darin, daß der Universitäts-Professor, der die höchste Stufe und die schwierigste Art des Lehramtes zu verwalten hat, mehr als jeder andere Lehrer einsehen muß, welch umfassende Aufgabe dieses Amt in sich begreift. Ein



Lehrer, der glaubt, seiner Pflicht genügt zu haben, wenn er die Köpfe der Zuhörer mit einigen Gegenständen des Wissens angefüllt hat, ist eine erbarmungswürdige Erscheinung, denn er verwechselt sich mit einem Blatt Papier oder einer Sprechmaschine, und die Schüler mit einer Schreibtafel. Wenn er sich nicht so weit erheben kann, daß er begreift, er müsse als Mensch zu Menschen sprechen, dann thäte er besser, den Ratheder nicht zu besteigen.

Spricht er aber zu Menschen, so muß er dahin arbeiten, daß er nicht bloß den Verstand seiner Zuhörer ausbildet, sondern auch deren Charakter und Herz vervollkommet, sonst trifft ihn der Vorwurf, daß er einseitige Mißgestalten schaffen will.

Und spricht er als Mensch, dann darf nicht bloß sein Verstand und seine Zunge reden, sondern in jedem seiner Worte muß der ganze Mensch liegen und aus jedem der ganze Mensch leuchten, Wissen, Ueberzeugung, Feuer und völlige Hingabe an die Sache.

Das legt aber dem Lehrer an der Hochschule die Pflicht der äußersten Anstrengung auf.

Warum sein Beruf so schwierig ist, das liegt nicht bloß in dem Charakter der Gegenstände, mit denen er sich zu befassen hat, sondern noch mehr in dem Geistes- und Gemüthszustande seiner Zuhörer. Sie stehen eben in jenem Alter und in jenem Stande der Entwicklung, da sie beginnen, sich selbständig zu machen im Denken wie im Leben. In dieser Lage gilt für sie nichts, als was ihnen Achtung oder Bewunderung einflößt.

Darum muß der Lehrer weniger darauf achten, was er vorträgt, als auf die Art, wie er es vorträgt, damit er ihnen bis ins Kleinste — denn an das Kleinste halten sie sich am liebsten — als Muster des Charakters vor Augen stehe.

Mit tiefer Weisheit hat darum schon Quintilian gesagt, daß der Professor zwar gelehrt und beredt, aber noch weit mehr ein guter Mann, ein Charakter sein müsse, wie er ja auch bei den Hörern weit mehr die Sitten als die Geistesbildung zu fördern habe. Er dürfe so wenig Fehler an sich haben, als er sie dulden dürfe. Der Hauptgegenstand, auf den er alles Augenmerk verwenden müsse, sei das Rechte und das Gute. Das aber müsse er mit solcher innerlicher Ueberzeugung, mit solcher Natürlichkeit, Wärme und Wahrheit einschärfen, daß die Schüler nicht anders könnten, als ihn achten und verehren. Nur so könne er es dahin bringen, daß



er sie beherrsche ohne das Mittel der Strafe, das ja hier nicht mehr anwendbar sei. Beherrschen müsse er sie aber gleichwohl, denn nicht der Lehrer dürfe von den Schülern abhängen, sondern die Schüler müßten den Lehrer als überlegen anerkennen. Das aber könne auf dieser Stufe nur dann stattfinden, wenn sie die Ueberlegenheit seines Charakters zugeben müßten.<sup>1)</sup>

20. Sollen sie aber seinen Charakter als überlegen anerkennen, dann muß er ihnen vor allem darin ein Beispiel sein, daß auch er etwas Höheres, etwas Ueberlegenes anerkennt.

Sich selbst über alles Göttliche und Menschliche hinwegsetzen und dabei verlangen, daß einen junge Männer gerade in dem Alter, wo sie mit Vorliebe an allem Göttlichen und Menschlichen rütteln, als übermenschliches Wesen anerkennen, das setzt jene naive und kindliche Unkenntnis der Welt voraus, durch die so viele Professoren ihren Stand sprichwörtlich und lächerlich gemacht haben.

Nein, ein Lehrer, der in seinen Schülern Achtung vor der Wahrheit, Festigkeit der Ueberzeugung, Unererschütterlichkeit der Grundsätze, Lauterkeit des Charakters und Treue gegen das Gewissen pflanzen will, der darf nicht mit der Wahrheit spielen, der darf die Autorität nicht zur Zielscheibe von Angriffen und von Scherzen, der darf Gewissen, Ueberzeugung und Pflichttreue der ihm Anvertrauten nicht zum Gegenstande von Experimenten machen.

Im Interesse der Achtung vor dem Lehramte selber, schon im Hinblick auf die Aufgabe der Universität und aus Achtung vor den Gewissensrechten der Zuhörer, muß also der Lehrer das sogenannte Princip der unbedingten Lehrfreiheit verwerfen. Von den religiösen Grundsätzen und von den Rücksichten auf das Wohl der Gesellschaft sprechen wir hier nicht einmal.

21. Daneben wird niemand verkennen, daß auch rein menschliche Beweggründe nicht wenig dazu mitwirken, um in der studierenden Jugend das Ansehen des Universitäts-Lehrers zu erhöhen.

Sie befindet sich ja auf dem geistigen Gebiet in dem gleichen, seltsamen, fast möchte man sagen, komischen Uebergangszustande, den man auf dem sittlichen Gebiete an ihr wahrnimmt. Da ist nichts groß, nichts schön, nichts heilig und Ehrfurcht einflößend außer einem einzigen Wesen, dem Centrum ihres Herzens, einem unreifen

<sup>1)</sup> Quintilian, 2, 2; 12, 1. 2.



Backfisch. Was dieser sagt, ist göttlich, was er wünscht, ist Befehl, alles andere ist ekel nichts.

So ist es auch in der Welt des Geistes. Keine Wahrheit, die für die Jugend mehr gilt, kein Denkgesetz, für das sie nicht etwas Besseres zu finden hofft, und dabei ein Schwören auf die Worte des Lehrers, der ihr Vertrauen gewonnen hat, daß kein Denken daneben Platz hat. Ein Kritisiren ohne Maß, und doch eine Unselbstständigkeit, die das Kind nicht einmal hat.

Darum hängt soviel davon ab, daß der Universitäts-Professor nicht bloß solides Wissen besitze und die Wahrheit lehre, sondern daß er auch, wie man zu sagen pflegt, ein wenig imponiere. Deshalb muß er daran denken, von seinem Wissen öffentlich Kunde zu geben und sich dadurch einen geachteten Namen zu verschaffen.

Die Schriftstellerei wird allerdings nicht selten auch eine Klippe für den Lehrberuf, zumal wenn sie den akademischen Lehrer auf Gebiete verleitet, die mit seiner Aufgabe nichts zu thun haben. Sie ist aber gut und nützlich, wenn sie von ihm als Hilfsmittel für seine eigentliche Pflicht betrachtet wird. Denn, recht geübt, trägt sie nicht wenig dazu bei, dem Lehrer zu größerem Ansehen, zu größerer Bestimmtheit und Klarheit im Vortrag zu verhelfen. Dabei ist sie ja selber auch ein Mittel, das Lehramt auszuüben, und zwar bis in die weitesten Kreise hinaus.

22. Soweit unterscheidet sich der Professor, der an einer katholischen Universität wirkt, nicht von jedem seiner Kollegen an jeder gewöhnlichen Hochschule. Seine eigenthümliche Stellung bringt aber auch besondere Rücksichten mit sich.

Nicht als ob ihm versagt wäre, was ihm sonst erlaubt ist, wenn er Gott, Vernunft und Gewissen als die Leitsterne seines Lebens zurathe hält. Noch auch als ob ihm hier eine rechtmäßige Freiheit entzogen wäre, oder als ob ihm Gott weiß was für entwürdigende Fesseln angelegt und für menschenunwürdige Uebungen zur Pflicht gemacht wären. Dergleichen Vorurtheile zu widerlegen überlassen wir denen, die glauben können, daß sie im Ernst und im guten Glauben vorgebracht würden.

Die Sache ist hier die gleiche wie bei der Frage um das Verhältniß zwischen Mensch und Christ. Was dem Menschen erlaubt ist, das ist es auch dem Christen. Findet einer etwas am Christenthum beschwerlich, so darf er das regelmäßige, wenigstens der Hauptsache



nach, nicht diesem zur Last legen, sondern er muß es mit dem ins Gewissen geschriebenen natürlichen Gesetz ausmachen. Das Christenthum hat diese natürlichen Pflichten nur erneuert, kräftiger eingeschärft und klarer ausgesprochen. Wir leugnen dabei nicht, daß es auch mancherlei besondere Pflichten auferlegt hat, aber diese sind entweder nur eine genauere Auslegung unserer natürlichen Obliegenheiten, oder Hilfsmittel, die uns zu deren Erfüllung unterstützen, also keine Last, sondern eine Erleichterung.

23. Zu den Verpflichtungen, die das Wirken an einer katholischen Universität auferlegt, gehört nun vor allem der Gemeingeist.

Dieser ist ganz gewiß nicht aus der Classe jener Tugenden, von denen man sagen könnte, sie legten unerträgliche Forderungen auf, oder sie seien unerhört gewesen, bis das Christenthum sie erfunden habe. Er ist vielmehr eine so selbstverständliche und nothwendige Sache, daß man sich schwer vorstellen mag, wie eine Lehranstalt ohne ihn bestehen und gedeihlich wirken könne. Nichtsdestoweniger soll er meist etwas schwer zu finden sein. So wird wenigstens behauptet, und zum Theil glauben wir das auch. Schon aus diesem Grunde muß also den katholischen Hochschulen die Pflege der Eintracht und des Gemeingeistes aufs höchste empfohlen werden.

Doch das ist nur eine äußerliche Empfehlung. Wir müssen jedoch eine weitere, viel tiefer liegende Begründung, namhaft machen.

Wir haben bereits früher bemerkt, der eigentliche Grund für die Schaffung katholischer Universitäten, und das Recht sowie die Nothwendigkeit ihrer Existenz liege darin, daß das, was anderwärts zerstreut, je nach dem guten Willen Einzelner gewirkt werden kann und vielfach auch geübt wird, hier nicht von einzelnen Persönlichkeiten allein, sondern von einer ganzen Gemeinschaft, von einer moralischen Persönlichkeit, und nicht zufällig oder gelegentlich, sondern amtlich und programmäßig durchgeführt wird. Demgemäß ist die Einheit Aller in der Verfolgung des vorgesetzten Zieles so wesentlich, daß davon der Bestand und die Bedeutung der Anstalt abhängt.

Daraus leuchtet ohne Mühe ein, daß, wie schon gesagt, auf die Einheit des Geistes und des Wirkens innerhalb einer katholischen Universität nicht genug Gewicht gelegt werden kann.

Das zu betonen ist um so nothwendiger, als sich niemand verhehlen kann, daß es nur um den Preis beständiger großer Opfer möglich ist, sie aufrecht zu erhalten. Legt das gemeinschaftliche Leben



allenthalben große Lasten auf, so ganz besonders dort, wo selbstständige Charaktere zusammen thätig sind, von denen jeder seine eigene wissenschaftliche Ueberzeugung, seine gesellschaftlichen Liebhabe-  
reien und seine persönlichen Neigungen hat. Je höher gebildet die Mitglieder einer Gemeinschaft sind, umso mehr Selbstverleugnung und Opfergeist brauchen sie, um eine lebendige Einheit zu bilden.

Kann man also schon von der Ehe sagen, daß sich alle vor ihr hüten mögen, die nicht ein Stück, und zwar ein gutes Stück vom Klosterberuf in sich fühlen, so darf man vollends von einer katholischen Universität sagen, daß sie an Gemeingeist hinter keinem Kloster zurückstehen darf, wenn sie nicht bald in Trümmer zerfallen und zuschanden werden soll.

24. Die Opfer, die die Uebung dieser Tugend auferlegt, sind aber so groß und so empfindlich, daß sie einen hohen Enthusiasmus voraussetzen. Es darf einer wahrhaftig von dieser Eigenschaft eine starke Gabe mit sich bringen, soll er auf die Dauer allen Anforderungen gerecht werden, die in diesem Stücke an ihn gestellt werden. Reicht seine Begeisterung dafür nicht hin, oder geht ihm der mitgebrachte Vorrath aus bei den Erfahrungen, die er darüber machen muß, daß Menschen überallhin menschliche Schwachheiten mitbringen, dann erliegt er leicht.

Er erliegt aber dann nicht bloß für sich selber, sondern er stiftet auch leicht Unheil in den Reihen der Mitstreiter.

Es ist eine der sichersten Wahrheiten in der Gesellschaftslehre, daß der Geist und das Thun jedes Einzelnen um so größeren Einfluß auf die Gesamtheit hat, je enger das Band der Einheit ist, das sie zusammenschließt. Läßt sich in einer Familie, einem Ordenshause, einem militärischen Körper ein Theil zur Entmuthigung oder zur Fahnenflucht hinreißen, so leidet die Gesamtheit schwer darunter, so schwer, daß mitunter ein einzelner Fall zur Demoralisierung des Ganzen führen kann.

So förderlich das Leben in einer Gemeinschaft ist, wenn alle in einem Geiste zusammenwirken, so ansteckend wirkt das üble Beispiel eines Einzelnen, so wehrlos werden die besseren Bestandtheile gegen dessen Einfluß. Das erklärt sich nicht aus dem moralischen und psychischen Einfluß des einen auf die andern allein, sondern vollständig nur aus der innern Natur einer organischen Einheit.



Ist dem aber so, dann bedarf es keines Wortes zum Beweise dafür, daß sich der hiezu nöthige Enthusiasmus stark und dauerhaft genug nicht findet, wo nicht kräftige höhere Beweggründe das leicht erlöschende Feuer des menschlichen Idealismus brennend erhalten.

Solche Hilfsmittel bietet nur die Religion. Niemand vielleicht bedarf dieser mehr als gerade der Gelehrte, dessen schwache Seite es ist, daß er den Menschen meist gar nicht, daß er die Welt nur aus den Büchern kennt, und daß er sofort verstimmt und entmuthigt ist, wenn der Gang der Dinge nicht den Idealen entspricht, die er sich auf der Höhe seiner Weltabgezogenheit gebildet hat.

Schrecke sich darum niemand an dem Worte „Katholische Universität“. Nicht Fesseln für den ernstlich nach Wahrheit strebenden Forscher deutet dieser Ausdruck an, sondern Flügel für den nach Wissen und nach Weisheit ringenden Geist, eine willkommene Stütze für den Charakter, der vor der Aufgabe zittert, sich vor eine Schar junger bildungsfähiger Männer als Vorbild hinstellen zu sollen, und eine Quelle ausdauernder Kraft für ein Herz, das, von der reinsten Begeisterung für eine große Sache erfüllt, nur zu leicht enttäuscht wird, wenn es die Erfahrung macht, daß die Menschen auch in der Arbeit an den erhabensten Aufgaben Menschen sind und Menschen bleiben.

25. Hat aber einer seine ganze Denk- und Handlungsweise auf dieses dauernde übernatürliche Fundament des christlichen, oder sagen wir deutlicher, des katholischen Geistes aufgebaut, dann steht er nicht bloß fest und unerschütterlich da in all den schweren Anforderungen, die sein hoher Beruf an ihn stellt, sondern er wird gerade durch diese selber gefördert wie das Schiff durch die Strömung und den scharfen Wind.

Wo der rechte innere Geist fehlt, da nimmt einer von allem Schaden, vom Erfolg wie vom Mißerfolg, vom Lob wie von der Kritik, von der Nachgiebigkeit wie vom Widerstand anderer.

Denen, die im wahrhaft katholischen Sinne ihre Aufgabe erfüllen, dient alles zum Besten, die Pflege der Wissenschaft, der Umgang mit den Studierenden, der Gedanke an ihre schwere Verantwortung, der Kampf um die Aufrechterhaltung der heiligen Principien, denen sie ihr Leben gewidmet haben, die Erfahrungen über die menschliche Schwäche, die jeder machen muß, und gehörte er dem vollkommensten Stand an, der auf Erden denkbar ist.



Es ist kein Stand, der den Menschen seiner Schwäche überhöbe, aber auch keiner, der ihn von der Vollkommenheit ausschöpfe. Davon macht auch der Beruf des Lehrers keine Ausnahme. Auch sein Stand kann ihn zur höchsten Vollkommenheit führen, die auf Erden überhaupt möglich ist; und er kann es leichter als die meisten andern, denn er erhebt den Geist höher als die übrigen und schärft zugleich mehr und leichter faßlich die Verpflichtung ein, mit jedem Wachsthum im Erkennen auch eine entsprechende Vervollkommnung der übrigen Kräfte und Thätigkeiten zu verbinden.

Je augenscheinlicher die Halbheit einer einseitigen Bildung an einem Manne hervortritt, der nur den Verstand ausbildet, den Charakter aber verwildern, das Herz und den Willen verkümmern läßt, je schärfer die öffentliche Meinung in Spott und Ernst über solche Caricaturen des Fortschrittes zu Gerichte sitzt, umso vernehmlicher wird jeder, der sein Leben in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat, auf die ernste Lehre hingewiesen, daß auch er verpflichtet ist, ein ganzer Mensch zu werden, und daß er das nur dann werden kann, wenn jedem Schritt im Wissen auch ein Schritt im Leben folgt, wenn mit der Ausbildung des Verstandes die Veredlung des Herzens und die Läuterung des ganzen Innern gleichen Schritt hält, so daß er allen, die ihn sehen, stets als Muster eines harmonischen Menschen vor Augen steht.

Glücklich die Anstalt, deren Lehrer dieses Ziel vor Augen haben! Glücklich die Schüler, die sich nach solchen Vorbildern richten können!

Daß der akademische Lehrer das leichter zu leisten vermag als ein anderer, wer wird das in Abrede stellen? Denn wer sollte so leicht wie er die Erhabenheit dieser Aufgabe einsehen können?

Daß man von ihm das Streben nach diesem erhabenen Ziele — wir sagen nicht die Erreichung — ohne Ungerechtigkeit verlangen kann, ist ebenfalls unbestreitbar. Wem viel gegeben ist, von dem kann man auch viel verlangen.

Ist es aber nicht gerade allzu häufig, daß man von öffentlichen Lehrern ihre Aufgabe in diesem Sinne aufgefaßt findet, so ist das gerade für Lehrer an einer katholischen Hochschule ein Grund mehr, nach der Verwirklichung dieses schönen Zieles zu streben.

26. Da sage noch jemand, daß katholische Hochschulen keinen besonderen Zweck zu erfüllen hätten! Und wenn sie weiter gar



keinen andern hätten, — sie haben aber noch gar viele — so wären sie schon darum unaussprechlich nothwendig und zeitgemäß, weil sie bestimmt sind, die Welt von dem Fluch des Vorurtheiles zu erlösen, daß die Pflege der Wissenschaft gleichbedeutend sei mit Verkrüppelung des Lebens und mit Einseitigkeit des Menschen.

Nein, es ist gar nicht nothwendig, daß ein wissenschaftlich gebildeter Mensch auf der Welt herumgehe zum Spotte der Kinder und zum öffentlichen Aergernis, mit einem krankhaft aufgedunsenen Kopf, wie auf der einen Seite gelähmt, verkümmert an der Seele, in göttlichen Dingen unwissend wie ein Säugling und in Fragen des eigenen Seelenheiles unwissender als jede Wäscherfrau. Es ist ganz wohl möglich, daß einer mit jedem Schritte vorwärts in der Wissenschaft auch schöner werde am Herzen, weiser im Geiste, frömmere gegen Gott, harmonischer und edler in seinem ganzen Wesen.

Den thatsächlichen Beweis dafür zu liefern, dazu sind vor allem die Lehrer an den katholischen Hochschulen berufen, und sie werden diesen Beweis liefern, wenn sie nicht bloß Katholiken sind, sondern katholisch im Denken, Lehren und Leben.

## **Zur Erklärung des Heraëmeron.**

Von P. Thomas Lempl S. J., Spiritual im Priesterseminar in Klagenfurt (Kärnten).

### **(II. Artikel. Schluß.)**

11. Man kann den ersten Abschnitt der Genesis, wie wir im ersten Artikel gezeigt zu haben glauben, genügend verstehen, ohne sich auf eine Erörterung der Frage einzulassen, ob uns da Moses eine ihm selbst gewordene göttliche Offenbarung mittheilt, oder ob er nur die Kundgebung eines älteren, vielleicht uralten Propheten wiedergibt. Doch ist es gewiß von Interesse, auch diese Frage nach Möglichkeit zu beantworten, und man kann daraus namentlich einigen Aufschluß darüber gewinnen, wie es kam, daß Moses so dunkel blieb, und damit den Exegeten aller Zeiten so große Schwierigkeiten bereitete.

Die Dunkelheiten der heiligen Schrift stehen so wenig im Widerspruch mit der göttlichen Weisheit, daß Gott solche — wenigstens zum Theile — sogar positiv gewollt hat. Es schreibt diesbezüglich neuestens Papst Leo XIII. in seiner Encyklika „Providentissimus Deus“: „Man muß sagen, daß die heilige Schrift mit einem gewissen heiligen Dunkel umhüllt ist. . . . Gott hat dieses (nach der allgemeinen Meinung der heiligen Väter) darum so gefügt, damit die Menschen mit mehr Wißbegierde und Eifer sie durchforschen,